



# Unsere Heimat

Beilage zur Kösliner Zeitung

Nr. 10

Sonnabend, den 12. Mai 1928.

Nr. 10

## Das Cisterzienser-Nonnenkloster in Köslin.

(Schluß.)

Von Dr. F. E. Schulz-Köslin.

Aus dem inneren Aufbau des Klosterregiments ist zu bemerken, daß an seiner Spitze ein Probst stand. Ihm lag die Verwaltung des Vermögens und des Grundbesitzes des Klosters ob, aus dem der größte Teil des Einkommens floß. Die Wahl des Probstes war frei. Die Nonnen behaupteten 1387 sogar, daß er ein Laie sein dürfe. Ob er seine Wohnung im Kloster hatte, muß zweifelhaft bleiben, da er gleichzeitig Stadtpfarrer an St. Marien war. Vortsteherin des Konvents war die Abtissin. Aus welchem Kreise diese in der Regel genommen wurde, haben wir bereits gehört. Ihr unterstanden die Priorin, Kellnerin und Küsterin oder Thesaurarin. Auch eine Magistra wird später einmal genannt; Danach zu schließen muß also auch eine Schule für Jungfrauen mit dem Kloster verbunden gewesen sein. Die Höchstzahl der Nonnen wurde 1419, also in der Zeit des Niederganges, auf 50 festgesetzt.

Landesherr und Ordinarius des Klosters war der Bischof von Cammin. Ihm war das Kloster verpflichtet, eine ganze Reihe von Abgaben zu zahlen: z. B. einen Hufenschilling von seinem Grundbesitz, jährlich 60 Ellen gute Leinwand, 10 Paar Handschuhe — ein allgemeines Huldigungssymbol des Mittelalters —, zu Michaelis 2 Kisten Nonnen, 1 Kiste Mandeln, 2 Flaschen Wein von Rivoli, 1 Faß Pasewalker Bier, 1 Faß Bernauer Bier, 3 Last Faser. Ferner mußte das Kloster dem Bischof mit Gefolge bei Reisen 2 Tage und Nächte freie Unterkunft und Verpflegung gewähren. Dazu kamen besondere Abgaben zu Ostern und Gebühren bei Neubefehungen. Trotzdem war der Bischof dem Kloster nicht immer ein gnädiger Herr.

Politisch ist das Kloster wenig hervorgetreten. Um 1290 hatte es einen Streit mit der Bürgerschaft von Köslin wegen eines Grundstücks in der Nähe des Klosters, das ihm aus einer Erbschaft, einer Grette Ummeland, zugefallen war, und wegen der Anlage und Unterhaltung der Stadtmauer in der Nähe des Klostergebäudes. Diese Streitfragen wurden 1310 durch einen Schiedsspruch eines Kollegiums bestehend aus dem Abt und einem Mönch vom Kloster Budow, dem bischöflichen Vogt von Cammin und dem Bürgermeister von Köslin beigelegt. Auch 100 Jahre später finden wir Kloster und Bürgerschaft von Köslin wieder als Gegner, als 1410 unter dem Einfluß Herzog Bogislaws VIII. vom Domkapitel Magnus, Herzog von Sachsen-Lauenburg zum Bischof gewählt worden war. Während die Kösliner Bürgerschaft auf Seiten dieses Bischofs stand, lehnte das Kloster seine Anerkennung ab. In dem dieserhalb ausbrechenden Streit kam es zu einem Ueberfall auf das Kloster mit Bewaffneten, wobei die Türen eingeschlagen, die Pferde des Probstes aus dem Stalle gejagt und sonstige Gewalttätigkeiten verübt wurden. In ihrer Klageschrift an den Papst nennen die Nonnen den Bischof „einen unwürdigen, ungeschickten und ungeeigneten Bischof, der außerdem Laie, Mörder und Illiterat“ sei. Erreicht hat das Kloster allerdings nichts und mußte sich schließlich fügen.

Zum letzten Male traten die Nonnen politisch bei der Sühne und Genugtuung hervor, die die Stadt Köslin dem Herzog Bogislaw X. wegen seiner unklugen Gefangennahme auf dem Schloß in Zanow

1480 leisten mußte. Außer den Bürgern von Köslin mußten auch die Geistlichkeit der Stadt und die Klosterinassimen den Herzog in feierlicher Prozession mit Aniefall einholen (s. meine Sagen, Ueberlieferungen und Schwänke aus dem Kreise Köslin Nr. 189—191).

Die Ausbreitung der Reformation in Pommern machte dann auch bald dem Nonnenkloster in Köslin ein Ende. Am 16. Juli 1531 hielt Nikolaus Kleine die erste lutherische Predigt in der Stadt. Ohne Störung ging die Einführung der evangelischen Lehre allerdings nicht von statten. Der Bader Dinges Döring, Bruder eines Domvikars in Cammin, hatte in betrunkenem Zustande den Gottesdienst der Evangelischen verhöhnt und war von der erregten Menge in einen Sack gesteckt und im Mühlenfließ ertränkt worden. Der Domvikar klagte dieserhalb gegen die Stadt, und diese mußte eine empfindliche Strafe zahlen. Auch dieses Ereignis lebte lange im Gedächtnis der Umwohner fort und brachte den Köslinern den Spottnamen „Sackköpers“ ein (s. meine Sagen usw. Nr. 193).

Wann das Kösliner Kloster aufgehoben bzw. die neue Lehre dort eingeführt wurde, läßt sich nicht feststellen. Der Landtag von Treptow hatte 1534 zwar die Erhaltung der Nonnenklöster vorgeesehen, doch

wird 1541 das Kösliner Kloster in einer Aufzeichnung nicht mehr erwähnt. Es ist anzunehmen, daß der Konvent allmählich ausstarb; vielleicht trat auch ein Teil der Nonnen aus dem Kloster aus, während andere vielleicht auswanderten. Die berühmte Kapelle auf dem Gollen war bereits 1533 abgebrannt und nicht wieder aufgebaut worden. Die Steine der Ruine wurden um 1580 zum Bau des bischöflichen Jagdschlusses Kasimirsburg verwandt. Die Gebäude des nicht mehr benutzten Klosters in der Stadt verfielen ebenfalls allmählich, bis Herzog Johann Friedrich als evangelischer Landesbischof 1568 es abbrechen und an seiner Stelle sich ein Residenzschloß erbauen ließ.

Eine, wenn auch nur unvollkommene Vorstellung von seinem Ansehen gibt das Stadtbild von Köslin auf der großen Lubinschen Karte von 1618, von welcher ein Exemplar in unserem Kösliner Heimatmuseum hängt. Sonst sind nur ein paar Säulenstücke von ihm auf uns gekommen, die wahrscheinlich sogar noch aus dem alten Klosterbau herrühren. Wegen Raummangels konnten sie bisher nicht aufgestellt werden. Die jüngst erfolgte anerkanntenswerte Zuweisung ausreichender Räume seitens unserer Stadtverwaltung für das Museum wird ermöglichen, auch diese ehrwürdigen Ueberreste aus vergangenen Zeiten der Besichtigung zugänglich zu machen.

## Uberglaube in Pommern.

Im „Allgemeinen Pommerischen Volksblatt“ Köslin, Jahrgang 1835 finden sich in Nr. 40, 43 und 45 folgende Aufzeichnungen über abergläubische Gebräuche und Anschauungen in Pommern, die wohl teilweise hier und dort auch heute noch fortbestehen dürften.

1. Der Knoten eines Strohbandes darf nicht auf dem Hofe oder im Dünger liegen, sondern er muß aufgelöst und das Stroh auseinander gestreut werden, weil sonst an der Wirtschaft Hezerei ausgeübt werden kann.

2. Ein Klintenband an der Hostie ist besser als eine eiserne Vorkehrung zum Öffnen der Tür, da ersteres zur Heilung verschiedener Krankheiten, namentlich zum Vertreiben des Fiebers gebraucht werden kann. Am kräftigsten wirkt es gegen Krankheiten in sieben Stücke geschnitten und morgens nüchtern mit Salz und Wasser eingenommen.

3. Wenn der Leinsamen gefät ist, muß derbeutel, worin er enthalten war, in die Höhe geworfen werden, damit der Flachs gut hoch wachse. Wird der Beutel vom Säer unbeachtet zur Erde geworfen, so bleibt der Flachs niedrig und kann nicht von der Erde kommen.

4. Das Wasser, in welchem ein Kind getauft ist, läßt sich zu allerlei nützlichen Dingen gebrauchen. Gibt man dem Kinde drei Freitage hintereinander davon zu trinken, so wird es ein ruhiges Kind und macht der Mutter nicht viel zu schaffen.

Ein Spiel Karten, das zum Wahrsagen oder sogenanntem Kartenlegen gebraucht werden soll, muß vorher die Taufe erhalten. Dies geschieht in der

Weise, daß es einem Kind, welches eben getauft werden soll, heimlich unter die Kleider gesteckt und so mitgetauft wird.

6. Wenn ein Kind getauft wird, muß die Taufzeugin, welche es aus der Kirche nach der elterlichen Behausung zurückträgt, möglichst eilig diesen Weg zurücklaufen, damit das Kind bald und gut laufen lernt.

7. Das von der Taufe heimgelassene Kind wird vor allen Dingen einen Augenblick in den Brotschranz gelegt, damit es sein Leben lang Brot hat.

8. Das Wagenstroh, auf welchem der Sarg mit einer Leiche von einem Dorf zum anderen nach dem Kirchhofe gefahren ist, darf nicht wieder in die Wirtschaft zurückgebracht werden, denn der Tod steckt darin. Es muß deshalb auf dem Heimweg an der Dorfgränze bis auf den letzten Halm vom Wagen geworfen werden. Wer solche „Loppe“ Stroh am Wege findet, weiß, was das zu bedeuten hat, und hütet sich, sie anzurühren oder gar mitzunehmen.

9. Wer an einer Krankheit oder einem Gebrechen leidet, namentlich wer das Fieber hat, und darüber zu einem anderen spricht, muß bei der Schilderung seines Gebrechens stets hinzusetzen „Stein geklagt“, sonst klagt er die Krankheit dem an, mit welchem er gerade redet.

10. Wenn man dem Mastvieh Futter eingibt, so muß man zuvor dreimal darauf spucken, damit das Vieh sich nicht verjage.

11. Wer ein Brot anschneidet, muß zuvor an der Unterseite desselben mit dem Messer ein Kreuz machen, damit den abzuschneidenden Brotschnitten nichts Böses angewünscht werden kann.

# Kleine Beiträge zur pommerischen Volkskunde

Von Professor D. Knoop-Stragard.

## 9. In Lutzsch lehrt ma fraure.

In meinen Volksagen aus dem östlichen Hinterpommern 1885, Nr. 269 ist folgendes mitgeteilt: Das Dorf Lutzig (plattdeutsch Lutzsch) im Kreise Belgard liegt an einem See und ist ein sogenanntes Budd-Ende, d. h. die Straße führt bis an den See und hört dann auf. Kommt nun ein Fremder ins Dorf und gerät bis an den See, so muß er „frauden“, d. i. erraten, wo der Weg weiter geht; natürlich muß er umkehren. Man sagt im Lutziger aber, er müsse unter dem großen Stubben hindurch, der im See liege; dann habe er frauden gelernt. Ein solcher Stubben ist in Wirklichkeit nicht vorhanden.

Der Scherz wird in Pommern noch einmal erzählt, und zwar bei Rasmus und Knoop, Kolberger Sagen 1893, S. 64. Dort lesen wir, daß man von den Bewohnern des Dorfes Degow scherzhaft sagt: Die Degower sind in der Häckselkiste getauft. Und alle Fremden, die nach Degow kommen, müssen erst unter die Häckselkiste, um „fraude tau lehre“. Vielleicht kommt die Redensart daher, daß die Degower Landwirte sind und daher das Häckselkisten gut verstehen. Frauden bedeutet hier dann nicht erraten, sondern klug sein, klug werden, und der Ausdruck „in der Häckselkiste getauft werden“ dürfte in derselben Weise zu erklären sein wie zu Mittelalt. im Kreise Köslin der Ausdruck „in der Moll (Mulde) getauft werden“, s. Dr. Schulz, Kösliner Sagenbuch S. 179. Wer in Degow klug sein wollte, mußte unter die Häckselkiste, d. h. er mußte lernen, Häcksel zu schneiden; sonst war er dort nicht zu gebrauchen.

Neuerdings hat Herr R. Maske in Polzin in den Monatsblättern des Belgarder Vereins für Geschichte und Heimatkunde, Jahrg. 1926 Nr. 5 über den Ausdruck gehandelt. Er sagt dort: „Unter den plattdeutschen Redensarten, die in unserer Gegend im Gebrauch sind, findet sich noch hin und wieder der Ausdruck: „Bei mutt na Lutzsch un fraure lere!“ Gewöhnlich bekommt man dies Wort zu hören, wenn angedeutet werden soll, daß jemand eine Mitteilung oder die Bedeutung einer Sache nicht richtig aufgefaßt hat. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts war die Redensart ein Schlagwort der ländlichen Bevölkerung und sogar über die Grenzen der engeren Heimat hinaus bekannt.“ Nachdem Herr Maske dann den Bericht meines hinterpommerschen Sagenbuches mitgeteilt, fährt er fort: „Die Deutung, welche hier der Redensart gegeben wird, kann unmöglich zutreffend sein, da noch am Ende der siebziger Jahre die Dorfstraße den See auf einem alten Damm, dem Speck, überschritt. Auch berichtet die mündliche Ueberlieferung nur von einem Treffen oder Auffin-

den des großen Eichenstubbens im See. Dieser Eichenstubbens im See aber erinnert an die eichenen Pfähle, welche unsere Altvordern als Grenzzeichen benutzten. Handelt es sich nun bei dem Frauden um das Auffinden eines alten Grenzzeichens, so haben offenbar Grenzstreitigkeiten die Entstehung des Wortes verursacht. Diese Auffassung findet eine gewisse Bestätigung in der Tatsache, daß die pommerischen Herzöge am 1. Mai 1321 den Lutziger See — er hieß damals Upe — als Grenzpunkt zwischen ihrem Lande Belgard und dem bischöflichen Gebiet Arnhausen festsetzten. Es ist aber auch möglich, daß erst der im Anfange des 18. Jahrhunderts geführte Rechtsstreit zwischen dem Kapitänleutnant Philipp Reinhold v. Krockow und der Frau v. Jastrow zu Borntin um die Fischereirechtigkeit im See den Anlaß dazu gegeben hat. Da weitere Nachrichten nicht vorliegen, kann aber auch keine ausreichende Erklärung über den Ursprung und die Bedeutung des Wortes gefunden werden. Jedenfalls gehört die Redensart vom Lutziger Frauden zu den ältesten heimatischen Sprichwörtern und ist deshalb wohl wert, im Sprachgebrauch fortzuleben als ein Zeuge längst vergangener Zeit.“

Den Schluß unterschreibe ich gern, sonst aber kann ich den Ausführungen des Herrn Maske, so dankenswert sie auch sind, doch nicht zustimmen. Der Bericht meines Sagenbuches ging mir vor bald 50 Jahren zu; den Gewährsmann vermag ich leider nicht mehr zu nennen. So wie er berichtet, wurde die Sache damals noch jedenfalls allgemein erzählt, und tatsächlich haben wir darin auch die alte, echte, ursprüngliche Form der Redeweise zu sehen. Damals war Lutzig noch Budd-Ende, denn sonst hätte mein Gewährsmann das ganz ungewöhnliche Wort nicht gebrauchen können. Der Speck, eigentlich die Spele, ein in der pommerischen Kolonisationsgeschichte häufig vorkommendes Wort, bezeichnet einen durch sumpfiges Gelände, hier also den an jener Stelle durch den wohl sehr feichten See führenden Knüppeldamm, der vielleicht bald nach der Besiedelung des Dorfes angelegt wurde und wohl auf die jenseits des Sees liegenden Felder führte. Es war also nur ein Notweg, der von einem Fremden schwerlich als Landstraße betrachtet wurde und den zu gehen er sich nicht getraute. Aber dieser Weg ist schließlich doch nur Nebensache; die Hauptsache, der Kernpunkt gewissermaßen, ist der Stubben, der ja in Wirklichkeit gar nicht vorhanden ist. Ihn mußte der Fremdling suchen, und dann mußte er unter dem Stubben hindurchkriechen, was natürlich Mühe und Anstrengung

erfordert hätte. Aber dann hatte er auch frauden gelernt, er war klug geworden und sah, daß er auf dem Knüppeldamm nicht weiter kam. Es liegt offenbar ein tiefer Sinn in der scheinbar scherzhaften alten Lutziger Redeweise: nur durch Mühe und Anstrengung gelangt man zur Klugheit, kommt man vorwärts, ein treffliches Merkwort gerade auch für eine bäuerliche Bevölkerung. Auch die Degower Redeweise, die mit der Lutziger übereinstimmt, bestätigt die Richtigkeit und Ursprünglichkeit der in meinem Sagenbuch gegebenen Deutung. Wer unter der Häckselkiste liegt, muß auch darunter durchkriechen, um wieder herauszukommen. Das Bild ist dasselbe.

Da seit der ersten Aufzeichnung des Lutziger Spruches etwa 50 Jahre verfloßen sind, so ist es sehr natürlich, daß die alte Ueberlieferung inzwischen vergessen oder wenigstens verblaßt ist. Das heutige Geschlecht spricht nur wie Herr Maske sagt, von einem Treffen oder Auffinden des Stubbens, läßt also gerade den Charakteristische der alten Redeweise fort. Und weiter bemerkt er, daß die Redensart „bei mutt na Lutzsch un fraure lere“ nur noch hin und wieder gehört werde. Sie ist also auch schon im Absterben begriffen. Aber sie ist nicht das Ursprüngliche, ist viel jünger als der alte Bericht in meinem Sagenbuch, denn sie setzt ihn, um überhaupt verstanden zu werden, unbedingt voraus. Erst wer unter dem Stubben — oder unter der Häckselkiste — hindurchgetrocknet ist, hat „frauden“ gelernt. Den Spruch mit irgendeinem historischen Ereignis in Verbindung setzen zu wollen, dürfte demnach vergebliche Mühe sein.

Der Lutziger Schule aber empfehlen wir, für die Erhaltung des alten weisheitsvollen Spruches zu sorgen.

## 10. Schent ist tot.

Kürzlich machte mir Herr Lehrer Ducht in Ruger folgende kleine Mitteilung: Bittet man in Naugard jemand um etwas mit den Worten: „Schent mir das“, so enthält man bei Ablehnung der Bitte wohl die Antwort: „Schent ist tot“. Diese Redeweise ist bei Kindern und Erwachsenen gebräuchlich. Ueber ihre Herkunft konnte ich nichts erfahren, doch vermute ich Zusammenhang mit dem in Naugard häufig vorkommenden Familiennamen Schent.

Das wird richtig sein, doch hat man dabei eine bestimmte Persönlichkeit schwerlich im Auge. Die Redensart ist weit bekannt, doch wird statt Schent wohl häufiger Schenter gesagt. Als im Anfang des 18. Jahrhunderts der polnische Graf Stephan von Czarezynski in dem sogenannten Pommerischen Busch bei

## Der Gollen vor vierzig Jahren und jetzt.

Von Hans Schiffer-Köslin.

(Nachdruck verboten.)

Vor vierzig Jahren war der Gollen noch wildromantisch. Dichtes, stellenweise beinahe undurchdringliches Buschwerk reizte die Phantasie. Das Geheimnisvolle eines Waldes wird aber auch dadurch bedingt oder gesteigert, daß er auf möglichst weite Strecken von keiner Chaussee durchschnitten wird. Wie endlos lang mutete uns doch früher ein Weg — etwa eine Schneise („Wildbahn“) entlang — von der Danziger Chaussee quer durch den Wald nach dem „Durchstich“ oder in ungekehrter Richtung an! Heute unterbrechen Autohupen und das Rattern der Motorräder von der Danziger und von der im Jahre 1908 dem öffentlichen Verkehr übergebenen Bohrer-Bandstrasse her (mit der Gabelung bei der Bismarck-Eiche nach Meyringen) weithin die Waldesstille und stören die Waldeinsamkeit. Dazu kommt, daß die Maschinen des der Holzabfuhr dienenden Wegenetzes im Laufe der Jahre immer enger geworden sind. —

Unnennswerten Waldböden war vor vierzig Jahren in dem für die Kösliner hauptsächlich in Betracht kommenden Gebiete des Gollens nur der sogenannte „Sandstich“ — an der rechten Seite der Danziger Chaussee gegenüber dem Deehberge — vorhan-

den, wo täglich schneeweißer Sand und hochwertiger Kies in ähnlicher Weise, wie heute von dem weiter östlich gelegenen Taubenberge (im Jagd 79) abgefahren wurden. Der damalige „Sandstich“ ist heute Schonung (Jagd 90). Das idyllische „Birkenwäldchen“, in der alten Gollenkarte noch als „Birken-Schonung“ bezeichnet, (im Jagd 102), eine der bekanntesten und am meisten besuchten Stellen des Gollens, war vor vierzig Jahren noch ausschließlich Schonung. Die Birkenjugend, Bäumchen von der Größe, wie man sie zu Pfingsten als Schmuck der Haustüren sieht, stand damals noch in ihren Pflanzlöchern. —

Aber auch die der Stadt Köslin zugekehrten Konturen (Umrislinien) des Gollens haben gerade im Laufe der letzten 20 Jahre eine sehr bemerkbare Wandlung bzw. Unterbrechung erfahren, leider nicht zum Vorteil des Gesamtbildes. Doch der kaltherzige Bauungsplan kann — von vereinzelt Ausnahmen abgesehen — auf Schönheits- und Gemütswerte keine Rücksicht nehmen; denn sein Wahlspruch ist: Wirtschaftlichkeit und Rentabilität. —

\*

Diejenigen, die vor vierzig Jahren noch nicht das Licht der Welt geschweige denn den Gollen erblickt hatten, sowie auch diejenigen, welche erst später nach Köslin gekommen sind, dürfte es vielleicht interessieren, wohin die Kösliner vor vierzig Jahren mit

Vorliebe im Gollen wanderten. Das nächstliegende und volkstümlichste Wandergelände war natürlich das zur Ehrung der gefallenen Freiheitskämpfer auf dem sogenannten „Fahnenberge“ errichtete, am 18. Oktober 1830 feierlich enthüllte Kreuz-Denkmal, dessen obere Hälfte übrigens vor vierzig Jahren von der Stadt aus sichtbar war. — Der Aussichtsturm („Gollenturm“ genannt) und das daneben stehende Restaurationsgebäude sind erst 1888 bis 1889 errichtet worden. — In der wärmeren Jahreszeit konnten Durstige dort sich durch Flaschenbier und Selterswasser — „mit“ und „ohne“ — erquicken. Diese Getränke wurden von einem Wärtter im Innern des Granitgewölbes, in welches der eisenbeschlagene Eichenstamm des Kreuzes eingelassen ist, diebesicher aufbewahrt. In dem „totalen“ Teile der „Kösliner Zeitung“ vom 13. April 1886 ist bekannt gegeben, daß „man von jetzt ab von dem Wärtter des Kreuzes auch eine Tasse guten Kaffees und belegte Stullen erhalten und seinem vom Bergsteigen strapazierten Körper wieder zu dem Zustand des Wohlbehagens verhelfen könne.“ Das Innere des Denkmals sei durch Schmutz behaglicher gestaltet; ferner seien Blumenbeete angelegt, auch sei für Vermehrung der Ruheplätze gesorgt. Nach einem längeren oder kürzeren Aufenthalte auf oder bei dem Kreuze pflegte man etwa zehn Minuten weiter zum Deehberge (im Jagd 109) zu wandern, der eine herrliche Fernsicht sowohl nach der See- als auch Nordosten

Deutschen deutsche Familien ansiedelte, die dort vier Dörfer anlegten, fanden sich bald auch Räuber ein. Eine Zeitlang wohnten dort die sogenannten Schenker, wahrscheinlich mehrere Brüder. Sie befanden sich in guten Verhältnissen, gaben den Nachbarn bisweilen Festgelage und teilten Geschenke aus. Aber sie waren Räuber, die von weiter Ferne her verfolgt wurden, denn sie hatten große Kirchendiebstähle und andere Räubereien begangen. Endlich wurden sie an einem Galgen, den der Grundherr eigens für sie an der Grenze des Kreises hatte bauen lassen, aufgehängt. Lange Zeit aber erhielt sich das Andenken an diese Verbrecher durch ein eigentümliches Sprichwort. Sagte nämlich jemand: „Du könntest mir das schenken“, — so pflegte man ihm zu erwidern: „Die Schenker sind gegangen.“ Vergl. mein Posener Sagenbuch 1893, S. 54.

Im Kreise Kolberg-Körlin ist, wie Herr Lehrerasmus in den Blättern für pommerische Volkstunde 4, 7 mitteilt, eine Redensart in Gebrauch, welche

lautet: Gimm! is mit de Pogge norre Stadt; wenne werre kimm, schaft eine grüne hewwe, d. h. Gimm! ist mit den Fröschen nach der Stadt; wenn er wieder kommt, sollst du einen grünen haben. Gimm! ist entstanden aus „giff mi le.“ Man gebraucht die Redensart, wenn man weinende Kinder beruhigen will; man verspricht ihnen etwas zu schenken, nämlich einen grünen Wasserfrosch, also nichts. Denn Poggen sind auf dem Lande wohlfeil, aber keine Ware, die man in der Stadt für Geld los wird. Leichtgläubige Kinder lassen sich mit den Worten auch beruhigen und fragen: „Wer is dat, Gimm?“ Man antwortet ihnen dann: „Dat is dei Mann, dei geern ümslik wat giff.“ Die Worte werden auch gebraucht, wenn ein Kind die Mutter bittet: „Giff mi (= gimmi) dat!“ Man sagt dann auch wohl: „Gimm! is dot!“ Und ebenso heißt es, wenn jemand etwas geschenkt haben will: „Gimm! is dot, um Schenker is inne Bottermell vadrunk.“

(Fortsetzung folgt.)

## Gespenster-Furcht und furchtsame Gespenster

Zur Volkstunde von Hinterpommern.

(Fortsetzung.)

Von Dr. Heinrich Rogge • Neustettin.

### Der spukende Hund

2. Damals wohnte ein Händler P. in der . . . Straße, der starb am Abend vor seinem Hochzeitstag und konnte deshalb keine Ruhe im Grabe finden. Drei Tage nach der Beerdigung erschien er seinem Nachbarn S. Als der abends über seinen Hof ging, kam ein großer weißer Spuk auf ihn zu, richtete sich auf und legte ihm seine Pfoten auf die Schultern. Dann verwandelte sich der Hund: es war der tote P. im weißen Leichentuch. Er klagte sehr, daß er keine Ruhe im Grabe fände und bat flehentlich, S. solle doch in der nächsten Nacht um elf nach der Leichenhalle kommen, für ihn beten. S. versprach das denn auch und sagte zu niemand davon ein Wort. Nun hatte aber hinter dem Zaun ein Mädchen mit ihrem Bräutigam gestanden und zugehört. Sie war neugierig und ging am andern Abend mit ihrem Bräutigam auf den Kirchhof; sie hat dann erzählt, was sie dort gewahr wurde. S. ist erst nach der Leichenhalle gegangen, dann zu P.'s Grab. Es waren da noch mehrere Gestalten zu sehen und verschiedene Stimmen zu hören. Was gesprochen wurde, war nicht zu verstehen.

3. In Thurow wurde damals erzählt: Ein Händler aus der Bahnhofstraße ist am Neustettiner Bahnhof ermordet worden. Seitdem ging er als Hund um und hat alle Abend bei den Eltern und der Braut an der Türe gescharrt. Er ist dann er-

läßt worden; es hat ihn jemand auf dem Kirchhof freigebetet.

4. Andere erzählen: Der Verstorbene hatte einen Wolfshund, der heulte jeden Abend, wenn sein Herr als Geist umging, denn Hunde können hellsehen. — Und wieder andere sagen: Der Geist wäre als eine Gestalt halb Mensch und halb Hund erschienen.

5. Als Faktum wurde dazu berichtet: Der Händler P. erkrankte kurz vor dem festgesetzten Hochzeitstag und verfiel in heftiges Fieber. Fast ununterbrochen redete er irre und sprach meist von der bevorstehenden Hochzeit. Die Brautleute hatten schon seit Kindheit, über 16 Jahre miteinander verkehrt, seit zwei Jahren waren sie verlobt. Fast Tag und Nacht blieb die Braut am Krankenbett. Als sie einmal in ihr Elternhaus auf der andern Straßenseite ging, um zu ruhen, stand P. aus dem Bett auf, zog sich seinen Trauanzug an und ging über die Straße in das Haus seiner Braut. Bald, nachdem er mit viel Mühe wieder zurück ins Bett gebracht worden war, starb er. Kurz nach seinem Tode begann man in der Nachbarschaft zu erzählen, daß P. im Grabe keine Ruhe finden könne und umherspule.

6. Nachbarn des Spukhauses Bismarckstraße erzählen über den Poltergeist:

Wenige Tage nach dem Tode des P. hat es abends gegen 6 Uhr plötzlich dreimal vernehmlich geklopft an das Wohnstubenfenster seines Schwiegervaters,

des Fleischermeisters N. Beim Öffnen des Fensters, das nach der Bismarckstraße geht, war niemand zu sehen. Gleich darauf klopfte es in der Bohnstube unter dem Tisch, ohne daß dafür eine äußere Ursache ersichtlich war. Alle Anwesenden aber hatten das bestimmte Gefühl, als ob ein Wesen in der Stube sei. Am nächsten und den folgenden Abenden geschah das Klopfen zu derselben Zeit. Alle Angehörigen der Familie waren dadurch aufs höchste beunruhigt. Eines Abends nun zur gleichen Zeit erschien der Verstorbene in natürlicher Gestalt und erklärte der allein im Zimmer anwesenden jüngsten Tochter des Hauses, der 15jährigen Selma N., daß er dauernd dieses Klopfen verursache und jeden Abend in der Bohnstube anwesend sei. Wenn sich einmal eine Ratze, eine Maus oder dergleichen zeige, so solle man ja nicht danach schlagen, da er selbst es sei. So plötzlich wie der Geist erschien, verschwand er wieder. An den folgenden Abenden erschien denn der Geist in wechselnder Gestalt, manchmal als Fledermaus oder als Maus, die im hellen Lampenlicht an der Gardine hochkletterte. Nachdem auch die Frau N. den Geist gesprochen hatte, hat dieser sich mehrere Tage lang nicht mehr gezeigt. Dann aber ist er wieder erschienen, und zwar in Gesellschaft eines anderen, kurz vor ihm verstorbenen Mannes aus Neustettin.

Mit Ausnahme der Braut wollen alle Glieder der Familie N. den Geist des Verstorbenen gesehen und gesprochen haben. Wenn die Braut im Hause war, ist der Geist nicht erschienen. Auf die Frage, weshalb, hat er gesagt: Daß er seine Braut und auch seine Eltern nicht erschrecken wollte. Deshalb zeigte er sich weder der Braut noch seinen Eltern. Aber er sei doch oft in ihrer Nähe. Einmal sei er auf dem Hofe seiner Eltern in Gestalt eines weißen Hundes gewesen. Seine Mutter hätte ihn nicht erkannt. Tatsächlich hat Frau P. an dem fraglichen Abend einen weißen Hund auf ihrem Hofe gesehen. Außer dieser Gestalt hat aber weder Frau P. noch ihr Mann, der Vater des Verstorbenen, irgend eine Erscheinung wahrgenommen, trotzdem P. öfters nachts um 12 Uhr aufstand, in die Stube des verstorbenen Sohnes ging und diesen dort bei Namen rief. Auch in dem Hause des N. hat das Ehepaar P. nichts wahrnehmen können, obgleich dort der Spuk immer toller wurde.

In dem Hause des Meisters N. ist nachts häufig ein plötzliches Rollen und Rumoren gewesen, daß alle Hausinsassen aus dem Schlaf erwachten, selbst die Lehrlinge, die in einem Hofslügel, eine Treppe hoch hinter dem Backofen, schliefen. Von Nacht zu Nacht ist es dann unheimlicher geworden. Auf der Lehrlingsstube haben die Möbelstücke nachts den Standort gewechselt, auch die Betten wurden häufig verrückt. Eines Nachts ist plötzlich ein großer Schrank umgefallen. Den Lärm haben die Bewoh-

(Rügenwalde und Rügenwaldermünde) und Ofien (Banow und dessen Hinterland) bot. Die Aussicht vom Deehberge ist jetzt leider durch die inzwischen gewachsenen Bäume gesperrt. Sehr rege, namentlich von Familien, wurde damals die Försterei Gollenberg (Förster Schröder) besucht, deren Stammgäste bei Kaffee und Vondbrotschnitten trotz der inzwischen in der Gollenturm-Wirtschaft entstandenen Konkurrenz auch seinem Nachfolger, dem jetzigen Förster Granzow, treu blieben. Die Restauration in der genannten Försterei ist etwa im Jahre 1910 eingegangen. So behaglich man auch unter den alten, schattigen Bäumen des Förstereigartens (Restaurationsgartens) saß, so lockte es doch viele Besucher, noch eine Wanderung auf dem sogenannten „Kirchsteige“, dem kürzesten Fußwege zwischen Köstin und Meyringen, nach den — vor etwa 25 Jahren eingegangenen — Fischteichen (im Jagen 121), in unmittelbarer Nähe der Bahnstrecke, zu unternehmen, um sich unter den schattigen Eichen und Buchen an dem munteren Spiele der Forellen zu erfreuen. Die zahlreichen, alternativen Inschriften — mit und ohne Herz — an den Bäumen jener in der Nähe der schon erwähnten Bismarck-Eiche beständlichen Stelle verkünden, daß hier einstmaliges reges Leben pulsierte. Daß auch der „Durchstich“ genau, wie heutzutage, von zahlreichen Spaziergängern gern besucht wurde, einmal der schönen Fernsicht wegen, dann aber auch um einen in der Tiefe dahinsausenden Eisenbahnzug

„abzunehmen“, versteht sich von selbst, um so mehr, als sich dies mit einem Besuche der Fischteiche sehr gut verbinden ließ. Wer sich mal richtig „auslaufen“ wollte, der dehnte seine Wanderung bis zum Jagen 49, Revier Klaus, aus, wo an einem unscheinbaren Pfahle zu lesen war und noch heute zu lesen ist, daß an jener Stelle am 10. Januar 1830 vom Polizei-Direktor Braum der Letzte Wolf erlegt worden ist.

(Schluß folgt.)

### Heimatbücherei.

„Unser Pommerland“. Monatschrift für das Kulturleben der Heimat, 13. Jahrgang 1923, Heft 3. Verlag Fischer u. Schmidt-Stettin. Preis vierteljährlich 3 Rm. Einzelpreis des vorliegenden Heftes 1,50 Rm.

Das 3. Heft des laufenden Jahrgangs ist ein Sonderheft Treptow a. d. Tollense. Das schmude Städtchen, hart an der mecklenburgischen Grenze, kann stolz sein, daß ihm die Ehre widerfahren ist, sich mit einer hübschen Monographie der stattlichen Reihe der bisher erschienenen Sonderhefte von „Unser Pommerland“ anschließen zu dürfen. Das Heft weist vier ganzseitige Kunstbeilagen der bedeutendsten Kunstwerke Treptows nach Aufnahmen der Staatlichen Bildstelle auf, die mustergerällig gedruckt sind. Auch sonst ist das Heft reich bebildert.

Den Einführungsaufsatz schrieb Wilhelm Witt, der Verfasser der 1922 erschienenen Geschichte der Stadt Treptow a. T., der recht humorvoll konstatierend über Kleinstadtverhältnisse zu plaudern versteht, aber auch am Schlusse seines Aufsatzes bekennt, daß er länger als 50 Jahre Treptow genossen habe, daß ihm aber im ganzen Reich kein Platz lieber sei als dieser.

Einen der interessantesten Beiträge des Heftes hat zweifellos Dr. Theo Malabé beigezeichnet „Kulturbilder aus einer pommerischen Kleinstadt am Anfang dieses Jahrhunderts“. Dr. Malabé kam als Arzt nach Treptow, als es dort noch kein elektrisches Licht und kein Telephon gab, und hat mit einer Schar Gleichgesinnter die Stadt aus ihrem Dornröschenschlaf geweckt und bewiesen, daß es ein Irrtum ist, wenn man glaubt, das geistige Leben sei in einer kleinen Stadt weniger rege als in sogenannten Zentren der Kultur. Literaturfreunde wird der Aufsatz „Fritz Reuter und der Kreis Demmin“ von Walter Schmidt besonders fesseln. Kulturgeschichtlich wertvoll — um nur noch einen der Aufsätze zu nennen — ist der Beitrag „Treptow und sein ehemaliges Eigentumsdorf Grischow. 600 Jahre Wechselziehung zwischen Stadt und Land“ von Willi Raabe. Alles in allem ein gelungener Wurf, der um so mehr Anerkennung verdient, als es sicher umfangreicher Vorarbeiten bedurft hat, um eine so stattliche Monographie über eine bescheidene Landstadt zu ermöglichen.

ner des Nachbarhauses gehört. Die Bekehrlinge wickelten sich dann einige Zeit, in der Stube zu schlafen.

Dann hat schließlich einer der Bekehrlinge den Geist angesprochen, der in Gestalt des verstorbenen P. erschien. Der Geist forderte, der Bekehrling sollte an einem bestimmten Abend zu bestimmter Stunde auf den Kirchhof an sein Grab kommen. Mit schwerem Herzen hat der Bekehrling dann getan, was der Geist forderte. Bis an den Kirchhof sind ihm die Familie M. und deren Schwiegervater D. heimlich nachgegangen. Ganz erschöpft ist der Bekehrling von diesem Gang zurückgekommen. Später hat er erzählt, daß ihn am Kirchhofseingang ein großer schwarzer Mann erwartete und an P.s Grab führte. Nachdem der Bekehrling dort gebetet hatte, sei plötzlich der Verstorbene erschienen und habe zu ihm gesagt: er sei nun erlöst, würde aber noch einmal wiederkommen. Beim Zurückgehen vom Kirchhof sollte der Bekehrling niemand ansprechen, denn vor dem Kirchhof warteten noch mehrere, daß sie erlöst würden. Tatsächlich haben denn dort auch mehrere Gestalten gestanden.

Nach diesem Vorfall war einige Zeit Ruhe in M.s Haus. Dann aber fing das nächtliche Poltern wieder stärker an als zuvor. So kamen einmal erst Schuhe, dann der ganze Schuhkasten mit lautem Getöse die Treppe herunter. Dem einen Bekehrlingen sei es sogar widerfahren, daß er eines Nachts plötzlich ohne Kleider, schlafend, auf dem Hof lag. Besinnungslos und halb erfroren wurde er von M.s in die Wohnung getragen.

Auf Bitten der Familie M. ist dann der Superintendent in dem Haus gewesen, erklärte aber, nichts veranlassen zu können. Darauf wurde der katholische Geistliche geholt, der unter Wehrandrohen betete. Trotzdem hat der Geist noch einige Zeit sein Unwesen getrieben. Nachdem soll ein jüngerer Bekehrling dem Teufel Einhalt geboten haben. Wodurch, war leider nicht zu erfahren.

7. Ein anderer Experte hat Angaben der Familie M. und der Nachbarn wie folgt wiedergegeben:

Oftmals hat der Geist auf der Straße gesehen vor dem Hause des Fleischermeisters M. Auch wurde die Hausklingel oft von unklarer Hand gezogen. Plötzlich fiel eine Scheibe aus dem Fenster heraus. Als Meister M. danach sah, erhielt er einen Schlag auf die Hand. Noch zweimal sind dann die Scheiben aus dem Fenster herausgeschossen.

Auch in der Wohnung sind allerlei Sachen herumgeschlagen. Ein Körbchen tanzte fünf Minuten. Aus der Ofenröhre flogen Messer heraus. Wasser ist aus dem Topf geflogen. Eine Truhe flog die Treppe hinauf. Im abgeschlossenen Zimmer rüdten die Betten sich hin und her und tauschten ihren Platz. Eines Nachts begann das Bett zu rücken, in dem der Meister M. lag. Und auf die Bettdecke kam eine Hand, die fühlte sich pelzig an. Meister M. tat einen Fluch. Da erhob sich das Unterbett und flog gegen das Fenster. Ein andermal kam eine schwere Kugel gegen das Bett geschossen.

Manchmal erschien der Geist als Hund. Auch ist er in der Gestalt halb Mensch halb Hund erschienen und warf den Bekehrlingen zum Fenster hinaus. Ein andermal hat der Geist sich zu dem Bekehrlingen aufs Bett gesetzt und forderte: der sollte allein auf den Kirchhof kommen. Der Bekehrlinge konnte nicht anders tun als auf den Kirchhof gehen, aber er nahm einen andern zur Begleitung mit. Doch verlor er den Begleiter am Kreuzdamm. Der Begleiter irrte wie von Sinnen umher. Erst bei der Mühle kam er wieder zu sich.

#### 6. Der spukende Leichenzug.

So vor 70 Jahren ging bei Klübbe ein merkwürdiger Spuk um: Da war oft des Nachts zu sehen, wie sechs Männer einen Sarg quer übers Feld trugen. Die Leute erschrecken sehr, die dem Leichenzug begegneten, und bald getraute sich niemand mehr abends aus dem Haus. Zur selben Zeit aber wurde bei vielen Bauern eingebrochen. Und schließlich kam dann heraus, daß im Klübbeschen Walde eine Diebesbande hauste. Die war nachts mit dem Sarg umhergezogen und hatte darenin die gestohlenen Sammel getan.

#### 7. Der schwarze Reiter an den Judenbüschen.

An den Judenbüschen bei Schönthal ist es nicht ganz richtig. Manchmal sind da Lichter zu sehen, und manchmal erscheint da ein Reiter ohne Kopf. Neulich ist an den Judenbüschen eine ganz merkwür-

dige Geschichte passiert. Da pflegte sich abends im Dunkeln ein Thürower Bauer mit einem Neustettiner Mädchen zu treffen. Wie sie nun wieder mal zusammen waren, da kam ein schwarzer Reiter ohne Kopf gradwegs auf sie zu geritten. Das Mädchen stand schnell auf, denn beide bekamen eine schreckliche Angst; liefen schnell nach der Chaussee. Aber der schwarze Reiter blieb immer dicht hinter ihnen, auf der Chaussee erst recht, bis an den Kreuzweg an der Trilst, wo die alte Landstraße linker Hand nach Thürrow abgeht. Da verschwand der schwarze Reiter. Nun wollte das Mädchen nicht allein nach Neustettin nach Hause gehen und der Bauer wollte es nicht das Ende Spukweg begleiten. Also gingen sie beide zu dem Bauern nach Hause, nach Thürrow. Erst macht die Bauersfrau große Augen: Was bringst du denn spät abends so ein Frauenmensch mit. . . Aber der Bauer ist noch ganz verstört von dem Schreck und erzählt seiner Frau alles, wie es gewesen ist. Weiß doch nun der Spuk noch mal ohne Unheil vorbeigegangen ist und der Mann auch verspricht, er will sich bessern, da ist die Frau denn auch nicht weiter böse auf ihren Mann gewesen, war froh, daß sie ihn heil wieder hatte und ließ auch das Mädchen ruhig die Nacht im Haus schlafen. Nachher aber kam dann zu Tage, was es mit dem schwarzen Reiter für eine Bewandnis hatte. Es war ein Befehl aus Lottin, der hatte in Neustettin einen über den Durst getrunken und sah dann so krumm und bucklig auf dem Pferde, daß schon in Neustettin auf der Straße die Leute stehen blieben, weil der Reiter von hinten gerade so aussah, als sei es ein Mann ohne Kopf.

#### 8. Uphadt.

In Bielberg war en von de Dschung, de dching all Abend na Eikenborg tau sin Mäke. Hei tschäm eister morjen na Hus, wil dat en ganz Mill to gon ta. Dei aner Dschung u sin Mudder wull em dat Frise awenne. En vun det Bingels nam ei grot wit Laten un ne witte Perrück u setz sik an de Kirchhofsmüer bi Nemmin, wo de Wej von Eikenborg na Bielberg vorbigot. De ante blive hiner de Mitr. As hei Klod 12 da vorbittscholm, stün ei grot witte Spaul vor em. Hei verferet sik mächtig u blift ston. As de Spaul sei witte Arm hochbord, djüng hei atsed u wull wejlope. Awer de Spaul wer flinker as hei, u mibeis hadt e em up. De Dschung stönt u schweitt, as em de Spaul im Nacke satt u de Arm um em rümmer läd. Awer dat helpt nichts, hei mit de Spaul bal bet na Bielberg droge. Dumm wir em dat to schwor, u mit eins füng hei mächtig an to floite.

(Fortsetzung folgt.)

### „Die hohle Grund“ als Flurname.

Zugleich eine Frage an die geneigten Leser.

Von Dr. Christian Rogge, Geh. Regierungsrat, Neustettin.

Bei Neustettin gibt es eine Dertlichkeit, die heißt „die Hohle Grund“. So nennt sie der Volksmund, und sonst jeder Einheimische, der seinem natürlichen Sprachgefühl gehorcht. Dem zünftigen Grammatiker sträubt sich allerdings das Haar, wenn er hört, „die Grund“, und er predigt sachlicher: „Es muß heißen „der Hohle Grund“. Ich habe auch Karl Rosenow in dem Verdacht, daß er der Korrektheit zu Liebe den Flurnamen, wo er bei ihm vorkommt, wortgeschlechtlich umtaucht. So hat er in seinem vortrefflichen Heimatbuch, 3. Abt., „Herzogschloß und Fürstengruft S. 100: Unterwegs fällt er in die Wolfgrube „beim Hohlen Grund“ und in Abt. 1 der Schlauer Heimatkunde, im Schl. Egenbuch, steht S. 26 zu lesen „der Hohle Grund“ im Stadtwalde (von Kligenwalde). Der Verfasser zeigt hier mit den Anführungszeichen und dem großen Anfangsbuchstaben (Hohle Gr.) an, daß sich's um einen festen Flurnamen, also einen Eigennamen handelt; doch wohl ebenso wie im Falle Neustettin. Meine Frage: Sagt bei Kligenwalde die unerbildete Volkssprache auch die „Hohle Grund“? Und kommt die Bezeichnung sonst in gleicher Weise vor? \*)

\*) Anmerkung der Schriftleitung: In dem Aufsatz „Flurnamen des Buchwaldes (bet Köstlin)“, „Ans. Heimat“ 1925 Nr. 3 finden sich ebenfalls die große hohle Grund (11) und die Grund (20).

Ich für meine Person muß als Sprachforscher, wie ich es auch schon getan, „die Hohle Grund“ verteidigen. Für eine ähnliche Dertlichkeit, eine steile Talsenke bei Neustettin, findet sich als Einzelwort auch die Hohle; bei Tempelburg die Hölle. Daran angehängt ist entstanden „die Hohle Grund“.

Und „die Grund“ ist ein anderes Wort als „der Grund“. Will man sich solchen Bedeutungswandel klar machen, so sei erinnert an das Spektakel und der Spektakel. In dem Schillerschen Drama Wallenstein heißt es das Spektakel = das Schaustück, das Schauspiel, als welches die Kaiserlichen ihn, den Herzog in Wien auführen möchten. In G. Freytags Journalisten liest man „der Spektakel“ = der Lärm. Und ebenso hieß es im 18. Jahrhundert das Standal = das Aergernis, woraus dann wurde der Standal = der Lärm, der Rumor, der Tumult.

Gegen unsere Erörterung spricht nicht, daß Mitteldeutschland „den Plauenschen Grund“ bei Dresden aufzuweisen hat, Oberdeutschland den Roher- und den Tauber-Grund. Hier liegt ohne den Geschlechtswandel derselbe Bedeutungswandel vor. Auch hier ist Grund ein anderes Wort als in der Paarung „Grund und Boden“ \*\*).

\*\*) Wer über die allgemeine hier vorstehende Frage nähere Auskunft wünscht, den darf ich wohl auf Zschr. für Deutsche Sprache 1924, S. 207 ff. verweisen, wo ich über Bedeutungswandel als Angletzung (Analogiebildung) gehandelt habe.

### Alte Landmarken am ostpommerschen Strande.

Mehr als heute war in vergangenen Zeiten die hafensarme ostpommersche Küste bei den Schiffen verrufen. Sie glücklich zu passieren, war ein Ereignis, das gefeiert werden mußte. Daher war es üblich, bei Bornholm (auf westlicher Reise) oder beim Revelohl (auf östlicher Reise) die Reulinge zu hängeln, wie es heute wohl beim Passieren des Äquators geschieht, und die Fahrgäste konnten sich davon durch eine Geldspende loskaufen.

Die Wollsäcke (jene weißglänzenden Dänen) und der Revelohl sind in den ältesten Seelarten eingetragen. Der Revelohl hätte fast schon im 17. Jahrhundert ein Leuchtturm bekommen — wenn „Pommernland damals nicht immer wieder abgebrannt wäre“. Ernst Bogislaw, Herzog von Greifen-geschichte, sagt 1678 in seinem Testament:

„Vor vielen Zeiten hab' ich ein Gelübde getan, auf der Höhe des Berges Revelohl einen Turm und Laterne zum Nutzen der Seefahrer und Schiffer bauen zu lassen, und weil solches propter insuriam temporum bis dato nicht können werkstellig machen, so will ich hinfürro, wills Gott, daß solches förderlichst und womöglich noch bei meinem Leben geschehen möge, mir lassen angelegen sein.“ Der Prinz setzte 200 Reichstaler für Lohn aus sowie die Steine und das Holz aus seinen Ämtern Schmollin usw. zu entnehmen. Der Turm sollte „Cragenturm“ heißen. Wegen Unterhaltung des Wärters und Lieferung von Kohlen und Licht hoffte Ernst Bogislaw auf die Unterstützung der Seestädte. Der Herzog starb einige Jahre später — und der Turm ist nie gebaut worden.

Eine andere Landmarke, der Gollenberg, soll der Sage nach ein Leuchtturm getragen haben. Die Wallfahrtskapelle auf diesem Berge war angehängt mit einer Leuchte versehen, die den Seefahrenden als Merkzeichen diente. Es bleibt aber fraglich, ob die Laterne auf der Kapelle eine so starke Leuchtkraft hatte, daß sie draußen auf See noch sichtbar war.

Von dem längst untergegangenen Dorf Regamünde stand Ende des 16. Jahrhunderts noch ein Turm — entweder der Kirchturm oder ein Wartturm —, von dem wir durch Zufall wissen, daß er als Landmarke diente. Die Kirchenvorsteher zu Nohe erbaten anno 1594 den Turm zum Abbruch, um ihren Kirchhof mit einer Mauer zu umziehen. Der Herzog aber trug Bedenken, den Abbruch des „alten Turmes zur Rega“ zu gestatten, „weil derselbe nahe am Strande gelegen und die Schiffer daran ihr Abzeichen haben.“

Hans Gund.